

Reiner Labitzke

Grenzflieger

- ein Chirurg erinnert sich

Kaden Verlag

Autor:
Professor Dr. med. Reiner Labitzke
Zum Mühlenberg 59
58239 Schwerte

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-942825-06-1

Lektorat:
Norbert Krämer

Herstellung:
Christian Molter

Druck und Verarbeitung:
Beltz Druckpartner GmbH & Co. KG, 69502 Hemsbach
www.beltz-druckpartner.de

Copyright:
© 2011 Dr. Reinhard Kaden Verlag GmbH & Co. KG,
Maaßstraße 32/1, 69123 Heidelberg

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Nachdruck, Übersetzung, Entnahme von Abbildungen, Wiedergabe auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, Speicherung in DV-Systemen oder auf elektronischen Datenträgern sowie die Bereitstellung der Inhalte im Internet oder anderen Kommunikationssystemen ist ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Verlages auch nur bei auszusweisender Verwertung strafbar.

Die Ratschläge und Empfehlungen dieses Buches wurden vom Autor und Verlag nach bestem Wissen und Gewissen erarbeitet und sorgfältig geprüft. Dennoch kann eine Garantie nicht übernommen werden. Eine Haftung des Autors, des Verlages oder seiner Beauftragten für Personen-, Sach- oder Vermögensschäden ist ausgeschlossen.

Sofern in diesem Buch eingetragene Warenzeichen, Handelsnamen und Gebrauchsnamen verwendet werden, auch wenn diese nicht als solche gekennzeichnet sind, gelten die entsprechenden Schutzbestimmungen.

www.kaden-verlag.de

Geleitwort

Dieses Geleitwort für einen Freund schreibe ich sehr gern.

Das Leben überrascht ab und zu sehr angenehm. So lernte ich Reiner Labitzke durch einen jener Zufälle kennen, die das Leben würzen: Während eines Besuchs in Deutschland fragte mich eine Bekannte für einen Freund, Michael Bresch aus Schwerte, der mit einem kleinen Flugzeug nach Israel reisen wollte, nach einer Kontaktadresse. Man braucht für eine solch ‚ungewöhnliche‘ Reise einen Bürgen, sonst darf man nicht in Israel einfliegen. Nach einem Telefonat mit Herrn Bresch verabredeten wir uns für den nächsten Tag und ich fuhr nach Schwerte, einem ‚Mittelpunkt des Globus‘. Zum Abend hatte sich auch Reiner Labitzke, ein Nachbar von Michael, angesagt. Das war eine glückliche Fügung.

War es der Wein? War es die Chirurgie (wir sind beide Chirurgen) oder waren es gemeinsame Ansichten über die Medizin oder gewisse gemeinsame Züge in unserem Leben? Obwohl wir in verschiedenen Gegenden aufgewachsen sind, fanden wir Übereinstimmungen: Reiner hat in Berlin studiert, und ich habe einen Hauch Berlinischen Hintergrunds; meine Eltern waren Berliner.

Schon nach wenigen Minuten sprang ein Funke zwischen uns über und wir plauderten so angeregt, als wären wir seit langem bekannt. Natürlich ging es auch um unsere Berufe. Reiner erzählte über Seilosteosynthesen und die EndoHelix, womit Knochenbrüche elastisch verbunden werden können – seine jüngsten Entwicklungen. Man hatte uns während der Ausbildung immer nur starre Verbindungen als erfolgversprechend gelehrt, so dass sein Blick auf die Dinge für mich neu war. Ich war begeistert und sehr interessiert.

Um halb fünf Uhr morgens fragte mich Reiner: „Was machst Du eigentlich heute?“ „Ich schlaf‘ mich aus.“ „Prima, dann hol ich Dich um halb sieben ab.“ Zwei Stunden später

waren wir auf dem Weg in seine Klinik. Reiner zeigte mir die Ambulanz, die Stationen und die Operationssäle. Dort sah ich seine Seile und die Helix und wir operierten zusammen. Zurück in Tel Aviv erzählte ich meinem Chef, Prof. Horoszowski, dem Direktor der Orthopädischen Klinik am Sheba Medical Center in Tel Hashomer und vormaligen Präsidenten des Orthopaedic Board of Israel enthusiastisch über meine neu gewonnenen Eindrücke. Umgehend lud er Reiner Labitzke in seine Klinik ein. Dort haben wir wieder gemeinsam und sehr erfolgreich nach seinen Erkenntnissen operiert. Er wurde auch an die Universität von Tel Aviv zu Vorträgen eingeladen und er war Gast eines Kongresses des Israel-American Orthopaedic Board. Nicht nur in der Klinik, auch bei dieser Gelegenheit haben sich gute persönliche Beziehungen entwickelt. Horoszowskis Sohn, selber Flieger, lud ihn zu einem Flug in Israels Norden ein, wobei Reiner selbst fliegen durfte.

Es folgten noch mehrere Besuche in Israel, an denen auch seine Frau Netti teilnahm, und wir besuchen beide immer wieder in Deutschland. Es hat sich eine enge Freundschaft zwischen unseren Familien entwickelt, zu der auch Netti mit ihrer Persönlichkeit und Gastfreundschaft viel beigetragen hat. Ich finde Reiners Ehrlichkeit, Anständigkeit, seine Neugier und Beharrlichkeit und seinen Humor ideal für einen Freund und Arzt. Freundschaft ist der wichtigste Baustein unseres Lebens, und so ist unsere Freundschaft für mich eine große Freude.

Labitzke ist ein vielseitiger Chirurg. Er beherrscht die Visceral- und Thoraxchirurgie ebenso wie die Traumatologie, die er mit seinen Entwicklungen bereichert hat. Seine Tätigkeit als Arzt hat er mit ganzem Herzen und ganzer Seele ausgeführt und seinen Studenten und Kollegen vorgelebt.

Ich glaube, dass seine Biografie eine interessante und kurzweilige Lektüre für Ärzte, insbesondere für Chirurgen und Orthopäden sein wird, denn sie spiegelt einen kleinen medizinhistorischen Abschnitt gegenwärtiger Chirurgie wider. Und Freunde und Bekannte werden Facetten seiner Persönlichkeit wiederfinden. So wünsche ich dem Buch eine gute Verbreitung!

Dr. med. Daniel Hakerem
Tel Aviv, Israel

Vorwort

Dieses Buch widme ich meiner leider allzufrüh verstorbenen Ehefrau Dr. Annette Labitzke, die mich ein Leben lang begleitet, mir drei Kinder geschenkt und Freud und Leid mit mir geteilt hat.

Ich habe vieles aufgeschrieben, was ich in Jahrzehnten als Chirurg, als leidenschaftlicher Flieger und Reisender zwischen den Kulturen erlebt habe. Dank meiner umfangreichen Archive konnte ich akribisch genau berichten, denn ich habe meine gesamten OP-Berichte, die Arbeit an zwei Universitäten, meine Vorträge, Veröffentlichungen, Patenschriften und private Erinnerungen lückenlos aufbewahrt.

Zunächst hatte ich Freunde und Verwandte als Adressaten im Kopf, dann wurde mir klar, dass insbesondere Chirurgen interessiert sein würden zu lesen, was sich während ihrer eignen Tätigkeit zeitgleich noch ereignet hat. Ich habe zwar viele Vorträge gehalten und auch über verschiedene Fragestellungen publiziert, aber das erreichte eben nur den engeren Fachbereich. Was alles so ‚hinter den Kulissen‘ geschah, ist, nachdem mir das in der Zusammenschau bewusst wurde, wert, einem größeren Kreis angeboten zu werden. Es dürfte klar werden, wie schwierig es für einen denkenden Kopf ist, sich mit neuen Ideen gegen ein inertes Umfeld durchzusetzen. G.Dalos schreibt in seiner Biografie über Gorbatschow: „Der Neuerer hat alle zu Feinden, die in der alten Ordnung der Dinge ihren Vorteil finden, wohingegen er in denen, welchen die neue Ordnung zugute kommt, nur lauter Verteidiger findet.“ Das ist in der Politik nicht anders als in der Wissenschaft. ‚Aufgeweckte‘ Ärzte haben mich ‚verteidigt‘ und ermuntert, nicht aufzugeben; interessengebundene ärztliche und industrielle Kartelle wollten sich nicht ohne weiteres einbinden lassen.

Neben dem beruflichen Erleben, das ich recht ausführlich schildere, lasse ich den Leser auch an Privatem teilhaben.

Meinem Freund und Kollegen Dr. Daniel Hakerem aus Tel Aviv danke ich herzlich für sein Geleitwort. Frau Claudia Kroeger verdanke ich viele nützliche Anregungen. Mein Freund Theo Redelings, Germanist in Bochum, hat sich viel Mühe mit dem Manuskript gemacht und mir sehr geschätzte stilistische Hinweise gegeben; Frau Dr. Heidi Bohnet, Bonn, hat den frühen Text durchgesehen. Beiden danke ich von Herzen.

Herrn Dr. Kaden vom gleichnamigen Verlag danke ich für die Bereitschaft zur Veröffentlichung; seinem Redaktionsleiter, Herrn Norbert Krämer, für die abschließende Korrektur und das Lektorat und Herrn Christian Molter für die Herstellung und den gelungenen Satz.

Reiner Labitzke

58239 Schwerte, im September 2011

Inhalt

Zur Einstimmung

Meine Jugend in der DDR	5
Bewährung in der sozialistischen Praxis.....	23
Medizinstudium an der Humboldt-Universität.....	37

Die Berliner Mauer – wieder eine Grenze,

die überwunden werden musste	61
Übersiedlung nach West-Berlin	63
Beginn meines Studiums an der Freien Universität... ..	71
Ein Gastsemester in Wien	77
Berliner Leben.....	81

Meine medizinischen Lehrjahre 95 |

Medizinalassistentenzeit und Umzug nach Westdeutschland.....	95
Die Facharzt-Ausbildung.....	105
Innere Medizin in Sanderbusch	105
Chirurgische Grundausbildung in Bielefeld.....	110
Unfallchirurgie im ältesten Unfallkrankenhaus der Welt	117
Allgemeinchirurgie in Bad Oeynhausen.....	122
Lungenchirurgie in Essen	126

Ost-westliche Familienzusammenführung..... 135 |

Leitender Oberarzt in Essen –

neue chirurgische OP-Verfahren	143
Elastische Rippenklammern	146
Hülsen-Seilverschluss des Brustbeins nach Herzoperationen.....	150
Der Zugstangen-Fixateur	154
Drahtseile.....	155
Die Habilitation	163
Bewerbungen.....	174

Das Evangelische Krankenhaus in Schwerte	181
Neubauten	185
Die Rekonvaleszenz des EVK	193
„Schwerter Chirurgengespräche“	222
Akademische Highlights	237
Die erste laparoskopische Cholezystektomie in Moskau	237
Ehrenprofessur für Dr. Götz	243
Einladungen nach Israel	249
Die Deutsch-Syrische Ärztesgesellschaft	255
Die Universität Witten/Herdecke	257
Die EndoHelix – meine letzte Neuentwicklung	267
Veröffentlichungen, Vorträge, Ausstellungen	276
Emeritierung	284
Nach der Emeritierung	292
Der Abstieg des EVK	294
Arbeitspensum, Dienstbereitschaft und Entwicklungen in Medizin und Gesundheitswesen	299
Persönliche Erlebnisse und Ansichten	305
Der 3. Oktober 1990	305
Sprachverirrungen	309
Glückliche Jahre in Bochum	311
Das traurigste Ereignis meines Lebens	318
Schwerte	324
Rotary, eine weltumspannende Gemeinschaft	335
Mein Lieblingshobby	336
Urlaub	353
Freunde	358
Die Adolphsburg	364
Anhang	369

Zur Einstimmung

Nachdem meine Biographie nunmehr vorliegt, bekommt die Frage, welchen Kreis sie erreichen und ansprechen soll, erst Sinn. Ich hatte sie bisher weitgehend zurückgedrängt und keiner Überlegung für wert gehalten. Als ich zu formulieren und zu schreiben begann, bestimmte kein klares Ziel meine Arbeit, ich wollte mich einfach treiben lassen und festhalten, was mir erwähnenswert schien. Dabei hat mir mein umfangreiches Archiv beste Dienste geleistet.

Nun bedrängt mich die Frage, werden diese Zeilen Bestand haben oder schnell verwehen?

„Manchmal drängt sich der Gedanke auf, dass die Stimmen der Vergangenheit leiser und leiser und schließlich unhörbar werden könnten und dass der Wunsch, zu den Beweisen des Ursprungs heimzukehren, nur denen nicht als chimäres Unternehmen vorkam, die das Verlorene einst in ihrem Besitz gehabt hatten. Auf einmal musste ich damit rechnen, dass auch unsere Erinnerungen und Beziehungen altern und aus der Welt kommen und dass alles, was uns im Frühling unseres Aufbruchs so viel bedeutete, offenbar nur noch einen Wert für uns selbst darstellt, nicht aber für die, die wir mit unserer Nachfolge betrauen wollten. Ich frage mich, ob der Schmerz, ob Gefühle, Reize und Aufgaben dieser Art überhaupt weitergegeben werden können – da es doch nur eine Frage der Zeit ist, wann eine leibhaftige Erfahrung sich aufhebt und zur Fata morgana wird, zitternd im Glast, unerreichbar.“

So melancholisch hat Siegfried Lenz seinen Zweifeln im „Heimatmuseum“ Ausdruck verliehen. Wer weiß also, was aus diesen Zeilen noch wird!?

Beim Durchlesen wurde mir bewusst, dass ich verschiedene Grenzen übertreten habe, die meinem Leben immer wieder eine andere Richtung gaben. Auch wenn sie von Härte gezeichnet gewesen sein mochten, haben sie doch der Formung meiner Individualität kraftvolle Impulse gegeben.

Der Weg vom beschützenden Elternhaus in die raue Wirklichkeit der Schwarzen Pumpe, dem Braunkohlenrevier in der Oberlausitz, und zum Überseehafen in Rostock war ein Übergang in eine für einen 18-Jährigen bis dahin unbekannte Welt.

Der Ortswechsel nach West-Berlin, eine der wichtigsten Entscheidungen meines Lebens, bleibt in der Wertung zweischneidig. Der Zwang, für fast drei Jahrzehnte durch die Willkür eines ‚Arbeiter- und Bauernstaates‘ von der alten Heimat, die meine Jugend behütet hatte, abgeschnitten gewesen zu sein, trägt durchaus sadistische Züge. Ein fast freies Leben, wenn man von der Eingeschlossenheit eines Flüchtlings in Berlin West absieht, hat entschädigt, war ein guter Boden, eine noch unreife Persönlichkeit zu entfalten.

Es blieb die emotionale Klammer familiärer Bindung, die zerbrochen war durch meine, von östlicher Seite als strafbar, weil unerlaubt, eingestufte Einreise ins verhasste West-Deutschland. Nach genehmigter Übersiedlung der Mutter blieb die innerlich gefühlte Verpflichtung, das letzte Glied der durch Tod kleiner gewordenen Familie auch wieder einzugliedern. Die Vorbereitung dazu lag im Einbau eines ‚Geheimfachs‘ in den schon betagten Mercedes 220 S. Der Plan, den Bruder von Rumänien über Jugoslawien durch die österreichische Grenze zu schmuggeln, gelang. Ein paar Jahre Zuchthaus in der DDR beim Scheitern der Aktion waren vorab einzuplanen. Zum wiederholten Mal Glück gehabt.

Die nachfolgenden Grenzgänge waren nicht von physischen Gefahren bedroht, sondern hatten das Zeug, mental wehzutun. Meine von Ingenieuren übernommenen Thesen zur Stabilisierung gebrochener Knochen erwiesen sich zwar auch in der Praxis als belastbar, fanden aber über lange Jahre nur wenig Anhänger. Die Erwartung, dass Gesichertes sofort überzeugen würde, war und ist naiv: Es hat ‚ewig‘ gedauert, bis sich meine Ideen, meine Arbeiten, durchzusetzen begannen. Aber es hat begonnen – und die Zeit wird diesen Vorgang beschleunigen.

Mein Eintreten für minimalinvasive OP-Techniken hatte ebenfalls etwas Grenzgängerisches. Erst später sind andere diesem Schritt gefolgt.

Es passt auch zu den ‚Brüchen‘ meines Lebens, dass ich an eine private Universität berufen wurde, obwohl ich mich mit der Ruhr-Universität Bochum zu assoziieren gedachte. Ein Kollege aus dem Bergmannsheil, noch immer Oberarzt, kommentierte das mit der Bemerkung: „Was Besseres haste wohl nicht gekriegt.“ Vor Gericht bemühte sich schon mal ein Anwalt, mich als Sachverständigen zu diskreditieren als einen Grünen von einer Universität, die bekannt sei, die Schulmedizin zu verraten.

Eine eigentliche Überschreitung ist meine Lust auf Fliegen ja nicht, aber, im übertragenen Sinne, hat sie mich auch über eine Grenze hinausgehoben, indem sie mich gelehrt hat, die dritte Dimension zu beherrschen. Das hat den Geist frei gemacht und den Horizont erweitert.

Wer diesen durchaus unvollständigen, aber repräsentativen Querschnitt durch meine Biografie gelesen hat, wird sich vielleicht fragen, was die Summe, das Filtrat meines Lebens, ist. Hat die Allgemeinheit – wenigstens teilweise – zurückerhalten, was sie mir gegeben hat? Ich hoffe es. Seit 66 Jahren ist Europa ohne Krieg, hat längst begonnen, sich friedlich zu vereinigen, Privilegien, die bisher keiner Generation vergönnt waren. Pauschal und ganz allgemein ist gültig, dass diese Zeit ihren europäischen Erdenbürgern, mit Abstrichen des West-Ostgefälles, gleich wohlgesonnen war. Individuell gilt diese Prämisse nicht. Hier bestehen gravierende Unterschiede. Wie sich ein Samenkorn erst in günstiger Umgebung entfalten und als Pflanze entwickeln kann, so muss auch ein Kind in seinen ersten Lebensjahren behütet und geleitet werden. Die Familie ist seine Keimzelle. In diesem Punkte verdanke ich meinen Eltern viel. Sie haben mich als Heranwachsenden gefördert und auf viele Facetten des Lebens hingelenkt, sie haben mir das Abitur ermöglicht. Mein Vater hat mir Gradlinigkeit, Anstand und Resistenz gegen ungeliebte äußere Zwänge vorgelebt, die

Mutter Willensstärke und Ehrgeiz. Ich habe Nachteile ertragen, um mich nicht verbiegen zu müssen. Der Staat – und damit die Allgemeinheit – hat mich mit einem ‚Jahr in der sozialistischen Praxis‘ in die Pflicht genommen und, obwohl ich kein ‚Arbeiter- und Bauernkind‘ war, nach dieser Bewährung Medizin studieren lassen. Auch wenn ich diesen Staat nicht liebte, war meine Flucht von gemischten Gefühlen bestimmt: Ich war froh, der Unfreiheit entkommen zu sein, aber mich drückte das Bewusstsein, Millionen andere und insbesondere meine Familie und Freunde, zurückgelassen zu haben.

Es gilt aber auch: Schicksal beeinflusst, formt und entwickelt die Persönlichkeit. Ich war schon als junger Mann auf mich allein gestellt, musste mich durchboxen. Ich bin mir gewiss, sagen zu dürfen, ich habe das nie auf Kosten anderer getan. Und ich hoffe, ‚mit guter Münze‘ einiges zurückgezahlt zu haben. Ich fühle die Genugtuung, mit Verbesserungen in der Medizin gegenüber meinem Gemeinwesen Schulden abgetragen zu haben. Sollte mein letztes geistiges Kind, die EndoHelix, ein flexibler Stabilisator für gebrochene Röhrenknochen, die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen (woran ich fest glaube), so wäre ich mir dessen sicher. Das Ende bleibt offen in diesem wechselvollen Auf und Ab eines Grenzgängers. Ich will den Vergleich wagen und sagen: Ich lebte ein reiches Leben mit vielen Höhen und einigen Tiefen, ähnlich einer Gebirgswanderung über ein hohes, weites Plateau, das durch flache Gräben und tiefe Spalten unterbrochen ist, die auch durchschritten werden mussten.

Wohlan, tauchen Sie ein in meine Geschichte!

Meine Jugend in der DDR

Eigentlich sollte ich Industriekaufmann werden wie mein Vater, der einer Bauernfamilie aus der damaligen preußischen Regierungsprovinz Posen entstammte. Meine Großeltern führten dort bis 1945 den seit langem bestehenden Hof. Mein Vater kam erst sehr spät, um 1948, zum Skelett abgemagert und mit Hungerödemen an den Beinen, aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Vor dem Krieg war er Abteilungsleiter bei Christoph & Unmack, kurz C & U, gewesen, einer renommierten Firma in Niesky, Oberlausitz. Niesky – in der Bedeutung von niedrig, flaches Land – ist eine Gründung der Brüdergemeinde von 1742. Verfolgte evangelisch-böhmische Emigranten wurden hier heimisch. Fast ein Jahrhundert später, 1835 gründete der Kupferschmied Johannes Christoph eine Maschinenfabrik. Die Brüder Christian und Rudolf Unmack hatten Ende des 19. Jahrhunderts ihre Barackenproduktion vom dänischen Kopenhagen nach Niesky verlegt. Der Zusammenschluss beider Unternehmen in der industriellen Gründerzeit führte dazu, dass Lokomotiven und Eisenbahnwaggons ebenso hergestellt wurden wie vorgefertigte Holzhäuser. Niesky ist reich an diesen Häusern, ganze Straßenzüge wurden von C & U dort gebaut; wir wohnten in der Goethestraße selbst in einem solchen.

Eine weitere industrielle Förderung erfuhr Niesky dadurch, dass es an einem Eisenbahnknotenpunkt liegt. Aus Deutschlands Osten führte eine Bahnstrecke bis Magdeburg und darüber hinaus in westliche Richtung, während die Nord-Verbindung aus alten deutschen Landen südlich von Zittau über Berlin bis an die Küsten ging. Einen Kilometer nordwestlich unseres Hauses führte eine Umgehungsstraße über die westliche Bahnstrecke. Wir Kinder standen oben auf der Brücke direkt am Geländer und ließen uns von dem scharfen stechenden Rauch der unter uns durchfahrenden Dampflokomotiven einnebeln. Für einige Sekunden waren wir unsicht-



Unsere Werksmietwohnung in der Hälfte eines Holzhauses in Niesky/Oberlausitz, gebaut von Christoph und Unmack

bar, konnten selbst nichts mehr sehen und nicht atmen. Ein prickelndes Gefühl und eine Erleichterung, wenn der Rauch sich verzogen hatte und Sicht und Luft wieder freigab. Unten mussten jedes Mal Schranken für den ankommenden Zug geschlossen werden. Das Klirren dünner Sektgläser erinnert mich oft an das Bimmeln, mit dem auf die niedergehenden Schranken aufmerksam gemacht wurde.

Die Oberlausitz ist ein sanft-hügeliges Land, das von Granitbergen ebenso geprägt wird wie von Heide- und Teichlandschaften; Bautzen könnte seine ‚Hauptstadt‘ genannt werden. Der Teil jenseits der Neiße gehört heute zu Polen, der südlich von Zittau gelegene zur Tschechischen Republik.

Mein Vater war im Waggonbau tätig. Seine ehemalige Position hätte er nach dem Krieg nur wieder einnehmen dürfen, wenn er in die SED eingetreten wäre, die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, die aus der Zwangsvereinigung von SPD und KPD hervorgegangen war. Das hatte er vehement

abgelehnt. ‚Zur Strafe‘ musste er viele Jahre Holz an einer Bandsägemaschine zu Feuerholz sägen. Da die sozialistische Planwirtschaft aber nur einigermaßen funktioniert, wenn keine Verzögerung zwischen den einzelnen Produktionsschritten eintritt, sollten die engen Vorkriegskontakte zu Firmen, die mein Vater geknüpft hatte, nicht länger ungenutzt bleiben – so wurde er auch ohne SED-Mitgliedschaft wieder in seinen alten Beruf zurück geholt, allerdings nicht mehr als Abteilungsleiter, sondern nur als einfacher Angestellter. Wenn also „ein Kilochen Nägel“ fehlte und die Produktion lahmzulegen drohte, fuhr mein Vater quer durch die DDR und besorgte das Fehlende. Unterwegs war er mit einem EMW 340, dem ersten nach dem Krieg in Eisenach in einer ehemaligen Filiale der Bayerischen Motorenwerke gebauten neuen Auto, das statt des blau-weißen ein rot-weißes Emblem trug, oder mit einem Garant, einem Dreitonner, der bei den Robur-Werken in Zittau gefertigt wurde. Gelegentlich nahm er mich dabei mit. Für mich, einen Jungen, der nur ein vollgummibereiftes Fahrrad besaß war das sehr spannend und eine günstige Möglichkeit, auch seine fernere Heimat wie beispielsweise Wismar an der Ostsee oder Suhl in Thüringen, besser kennen zu lernen.

Bei stürmischem Wetter, wenn man sich sicher sein konnte, dass der Wind die Geräusche der Säge übertönte, nahm mein Vater mich von Zeit zu Zeit spät abends mit in den nahen Kiefernwald, um trockene Bäume für Feuerholz abzusägen, die wir uns bei Tage ausgesucht hatten. Als Erstgeborener durfte ich ihn bei dieser verbotenen und deshalb heimlichen Tätigkeit begleiten. Hierbei erzählte er mir oft grausige Erlebnisse aus dem Felde, die durch das Heulen des Windes noch schauerlicher schienen. Er war einfacher Soldat in Russland. Am schlimmsten seien die Stoßtrupps vor die eigenen Linien gewesen, Himmelfahrtkommandos, von denen viele seiner Kameraden nicht zurückkehrten. Wahrscheinlich erleichterten ihn diese Schilderungen, durch die ich mich ausgezeichnet fühlte, sie nahmen vielleicht einen düsteren Schatten von seiner Erinnerung. Seine ‚Kriegsauszeichnungen‘ trug er an

beiden Beinen, nämlich viele größere und kleinere Narben, durch die manchmal Granatsplitter nach außen drangen. Er hatte ein ganzes Schälchen davon auf einem Bord stehen.

Diese nächtlichen Ausflüge erinnerten mich an Fliegerangriffe, die ich als Kind erlebt hatte. Wir waren vor den Russen nach Westen geflüchtet und hatten bei der Schwester meiner Mutter in Ruhland, 80 km westlich von Niesky, vorübergehend Quartier genommen. Die Angriffe galten der Brabag, der Braunkohle-AG bei Schwarzheide, die aus Kohle Benzin herstellte und deshalb ein strategisches Ziel für anglo-amerikanische Bomber war, nahmen aber auch die Zivilbevölkerung unter Beschuss. Bei Fliegeralarm wurden wir in aller Eile mit einem Lastwagen in einen nahen Kiefernwald gefahren und unter tarnfarbenen Decken versteckt. Der gequälte, hochgedrehte Motor gab ein ‚jaulendes‘ Geräusch von sich, das von einem Holzgasantrieb herrührte und mir noch immer in den Ohren liegt.

Mein Vater war das jüngste von sieben Kindern, von denen nur eines ein Mädchen war; drei seiner Brüder sind im Kriege gefallen. Da er von seinen Eltern und Geschwistern als ‚Nesthäkchen‘ verwöhnt worden war, gab er diese angenehme Erfahrung auch an meinen jüngeren Bruder weiter: Unangenehme Arbeiten wurden stets mir übertragen. Es hieß: „Der Kleine kann das sowieso nicht“, was der natürlich weidlich ausnutzte.

Der Hof meines Großvaters war hufeisenförmig. An das stattliche Wohnhaus schlossen sich beiderseits große Scheunen an. Elektrisches Licht gab es nur im Haupthaus, aber nicht überall. Wenn Großmutter uns Kinder zu Bett brachte, leuchtete sie mit einer Petroleumlampe. Wenn sie zurück ging, knarrten die Dielen unter ihren Schritten – für uns Kinder ein schreckliches Geräusch in der Dunkelheit. Zum Ausgleich für diese Ängste backte sie, wenn Backtag war, für uns immer ein Kinderbrot mit und machte herrliche Sahnebonbons. Mit seinen Tieren, den Ställen, Treckern und Ackergeräten war Wilhelmswalde, so hieß das Dorf bei Posen, ein kleines Paradies.

Wir fuhren stets mit der Bahn zu den Großeltern und wurden mit einer Kutsche abgeholt, die vier Pferde zogen; einmal gingen sie durch in wilder Fahrt. Ich, noch klein und völlig frei von Angst, genoss wahrscheinlich das Schauspiel, meine Mutter befürchtete Schlimmes, und der Kutscher hatte alle Hände voll zu tun, die Pferde wieder zur Raison zu bringen. Großvater war kurz nach meiner Geburt gestorben; der zum Gut gehörende kleine Friedhof lag unter großen Bäumen und hatte ein schönes schmiedeeisernes Tor.

Meine Mutter kam aus Ödernitz, einem längst in Niesky eingemeindeten Dorf. Als junge Frau war sie Sekretärin von Konrad Wachsmann gewesen, jenem Architekten, der 1926 bei Christoph & Unmack begonnen und Holzhäuser aus vorproduzierten Teilen entworfen und damit quasi den Beginn der Fertighausindustrie vorweg genommen hatte. Einer seiner bekanntesten Entwürfe ist das Haus, das er 1929 für Einstein in Caputh nahe Potsdam gebaut hat. Die Stadt Niesky hat ein geräumiges Haus in der Goethestraße 2 gekauft und baut es jetzt zu einem Museum zur Erinnerung an Wachsmann aus, der vor den Nazis flüchten musste. Es war für ein Vorstandsmitglied von C & U errichtet worden und gehörte bis zum Kriegsende dem Chefarzt des Emmaus-Krankenhauses, Dr. Wetschky (der mich am 7. Mai 1939 auf die Welt geholt hat). Es ähnelt dem Einsteinschen Haus.

Nach dem Krieg war Mutter Sekretärin bei der neu gegründeten LOWA, dem Lokomotiv- und Waggonbau Niesky, der nach der Wende 1990 von Bombardier übernommen und weitgehend ‚niedergemacht‘ wurde, sich unter neuer Regie aber wieder erholt hat. Sie war eine rasante Maschinenschreiberin und sehr schnelle Stenotypistin. Sie hat an Wettbewerben teilgenommen und einige DDR-Preise gewonnen. Von ihrem Vater ist nicht allzu viel bekannt. Er war Zimmermann, Stellmacher und Schreiner in einer Person. Vielleicht habe ich von ihm handwerkliches Geschick geerbt, vom Großvater väterlicherseits die Liebe zur Natur und die Lust auf Landwirtschaft, die ich in sehr bescheidenem Umfang als Hobby in Schwerte betreiben konnte.

Als Vorarbeiter, das scheint mir der richtige Begriff, war mein Großvater von Mutters Seite, Paul Handke, für C & U in aller Welt tätig und baute mit seiner Mannschaft die in Niesky vorgefertigten Holzhäuser auf. Er erzählte spannend, was er an Abenteuern im Ausland erlebt hat. In Spanien hatte er während der Bauphase über längere Zeit immer wieder in einem Gasthaus gegessen und einmal seinen Gegenüber, einen Spanier, der dort auch immer aß, nach der Uhrzeit gefragt. „Was, Sie haben keine Uhr?“ fragte dieser zurück und überreichte ihm seine Taschenuhr. Als mein Großvater, der einen Spaß vermutete, sie am nächsten Tage zurückgeben wollte, nahm er sie nicht wieder an, er hat sie ihm tatsächlich als Geschenk überlassen. Heute ist sie meine einzige materielle Erinnerung an ihn. Geerbt haben mag ich auch seine Schwerhörigkeit, die sich über meine Mutter auf mich übertrug.

Den Stammbaum meiner Familie väterlicherseits kann ich fünf Generationen, bis ins Jahr 1821, zurückverfolgen. Ein Josef Seiler, ‚Landwirt und Mühlenbesitzer‘ in Posen, hatte eine Karoline Stürzenbacher geheiratet, deren Enkelin Wanda meine Großmutter wurde. Sie war mit August Labitzke in Wilhelmstal, ebenfalls Landwirt und Mühlenbesitzer, meinem Großvater, verheiratet. Dessen Vater, Karl, auch Ölmüller, hatte eine Juliane Frühauf geheiratet. Weiter zurückverfolgen kann ich diese beiden Linien leider nicht. Labitzke ist eine slawische Benennung, die vielleicht auf die Herkunft aus einem bestimmten Ort in der Nähe Posens oder auf das polnische Wort ‚labeledz‘, der Schwan, hinweisen könnte. Wie dem auch sei, er ist bäuerlichen Ursprungs. Da jede Generation viele Kinder hatte, die 1945 aus ihrer Heimat vertrieben wurden, sind die ‚westlich‘ gewordenen Labitzkes – nicht so viele an der Zahl – alle irgendwie miteinander verwandt. Mütterlicherseits gehen die Äste nur bis zu meinem Großvater zurück, dessen Geschichte als Findelkind begann.

Mein Vater starb 1962 im Alter von fast 60 Jahren, meine Mutter auf den Tag genau 45 Jahre später im 100. Lebensjahr.

Ihre Mutter war bereits 1923, auf den Tag 25 Jahre vor ihrem Ehemann, verschieden. Was es für merkwürdige Zufälle gibt!



Kurz bevor meine Oberschulzeit begann, erschütterte ein nationales Ereignis, der 17. Juni 1953, die DDR, die „Deutsche Demokratische Republik“, die im Jargon der Westmächte damals nur kurz die Zone oder sowjetische Besatzungszone, SBZ, genannt wurde. Begonnen hatte der landesweite Aufstand mit einer Arbeitsniederlegung der Bauarbeiter der Berliner Stalinallee. Ihnen war wieder einmal bei gleich gebliebenem Lohn die Norm erhöht worden. Der Aufruhr breitete sich blitzartig über die ganze DDR aus. In Ost-Sachsen waren Görlitz und Niesky Zentren der Erhebung. Das mag daran gelegen haben, dass es in beiden Städten große Lokomotiv- und Waggonbau-fabriken mit vielen unzufriedenen Arbeitern gab. Ich erinnere mich noch sehr genau, wie sich mein Vater, den ich begleiten durfte, den Demonstranten anschloss. Deren Strom schwoll wie ein Fluss durch Nebenflüsse immer stärker und gewaltig schnell an durch Hinzukommende aus den Nebenstraßen. Die Arbeiter wurden von Angehörigen und sich spontan Entschließenden begleitet. Das vergrößerte die Massen rasant.

Eines der Ziele der Demonstranten war die SED-Kreisleitung, wo die Proteste über Lücken in der Versorgung mit Lebensmitteln und lebensnotwendigen Dingen lautstark vorgetragen wurden. Das Hauptziel war jedoch das Gebäude der Staatssicherheit. Die hatte eine ehemalige Fabrikantenvilla beschlagnahmt und als Zweigstelle für das gleichnamige Ministerium umgewidmet. Sie war von Mitarbeitern provisorisch verbarrikadiert worden. Einen niedrigen Eisenzaun, der auf einem Mauerfundament ruhte und einen großen Vorgarten begrenzte, hatten die Menschenmassen minutenschnell und ohne Mühen überwunden. Das Haus wurde gestürmt. Mich hat der Menschenstrom in die Kelleretagen gespült, in die – das vergisst ein Vierzehnjähriger nicht mehr – fensterlo-

se kleine Zellen hineingemauert waren. Die Demonstranten hatten sie inzwischen aufgebrochen; ich habe jedenfalls keine Gefangenen mehr dort unten angetroffen. Trotzdem hat mich das Gesehene bestürzt und verängstigt. Als wir das Gebäude wieder verließen, krachten plötzlich Schüsse. Die Menge versuchte sich fluchtartig über Nebenstraßen und die Gärten der Nachbarhäuser zu zerstreuen; mein Vater und ich ranneten durch Vorgärten und kletterten über Zäune, bis wir eine weniger belebte Siedlungsstraße erreichten. Ich hatte noch nie in unmittelbarer Nähe Schüsse erlebt oder gehört, hatte nur Angst; meinem Vater müssen Kriegserinnerungen hochgekommen sein, er fasste mich an der Hand und zog mich mit sich fort. Wochen später hatte eine Justiz, die nicht einmal dem Namen nach Rechtsprechung übte, die „faschistischen Provokateure“ zu langjährigen, oft lebenslangen Freiheitsstrafen verdonnert. Lothar Markwirth, der ein kleines Fotogeschäft in der Muskauer Straße betrieb, hatte den Aufstand in vielen seiner Facetten fotografiert. Das genügte den Machthabern, ihn lebenslang hinter Gitter zu setzen. Wir kannten ihn gut, denn er hatte auch unsere Familie abgelichtet. Was mag aus ihm geworden sein? In der DDR hatte sich nach diesem Volksaufstand nicht viel geändert, sie blieb ein diktatorisches, ein unfreies Land.



Ich habe zunächst für acht Jahre die Grundschule in Niesky, das Gottfried-Kämpfer-Haus, und anschließend die erweiterte Oberschule besucht, die heute Schleiermacher-Gymnasium heißt. Schleiermacher, 1768 in Breslau geboren und 1834 in Berlin gestorben, Philosoph, protestantischer Theologe und Staatstheoretiker, ist dort einst selbst zur Schule gegangen. Er wurde zum Mitbegründer der Berliner Universität, an der ich später studieren sollte.

Die Grundschule hat einen Schulhof, der auch heute noch von hohen Bäumen gesäumt ist. Frau Burry, die schon meine